

# Erinnerung an Jawaharlal Pandit Nehru

Autor(en): **Fischer, Alfred Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1964)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337566>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Erinnerung an Jawaharlal Pandit Nehru

Jawaharlal Pandit Nehrus Tod — Pandit bedeutet Gelehrter — hat in Indien eine Lücke hinterlassen, die immer offener wird, je mehr Tage nach diesem tragischen Ereignis verstreichen. Daher sollten wir uns über die schon verklungenen konventionellen Nachrufe hinaus noch einmal mit der Persönlichkeit, dem Wirken und der historischen Mission dieses Staatsgründers beschäftigen.

Gleich nachdem er einem zweiten Schlaganfall erlegen war, hieß es in der Verlautbarung vor dem Parlament in Neu-Delhi «Das Licht ist erloschen». Eine drei Kilometer lange Riesenschlange aus 700 000 Menschen begleitete am 28. Mai Pandit Nehrus sterbliche Überreste zu jenem Scheiterhaufen aus Sandelholz, den, da kein Sohn vorhanden war, nach alter Hindu-sitte sein Enkel Sanjaya mit einer Fackel entzündete. Aber nicht nur die eigene kleine Familie ist verwaist. Vielmehr trifft diese Feststellung genauso auf das gesamte zweitgrößte Volk der Erde, die vierhundertfünfzig Millionen Inder, zu. Dieses gigantische Reich hatte Nehru geeint und mit fester Hand zusammengehalten. Was das bedeutete, kann sicherlich nur ermessen, wer sich in die besonderen, ja einzigartigen Probleme und Gegebenheiten Indiens näher vertieft hat. Wohl nirgendwo sonst gibt es so viele einander widerstrebende Interessen, so viele Rassen und Religionen. Man zählt allein fünfzig Millionen Muselmanen, gewiß eine Minderheit, aber gleichzeitig doch die größte islamische Bevölkerung der Welt nach Pakistan und Indonesien. Zweihundertundzwanzig Sprachen und Dialekte werden in Indien gesprochen. Autonome und separatistische Strömungen haben immer den Bestand des Staates gefährdet. Eine bedrohliche Bevölkerungslawine und zehn Millionen schwer zu absorbierende Flüchtlinge verhinderten trotz äußerer Erfolge in Wirtschaft und Landwirtschaft eine Erhöhung des erschreckend niedrigen Lebensstandards. Was schließlich Nehrus Versuch bedeutete, eine Demokratie und moderne kastenlose Industriegesellschaft dort aufzubauen, wo auf Grund jahrtausendealter hinduistischer Traditionen und Philosophien soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit vorherrschen, darüber dürfte erst der Geschichte ein endgültiges Urteil zustehen.

Werden die Nachfolger des größten Magikers unserer Zeit das verpflichtende Erbe wahren? Auch eine andere Frage drängt sich auf. Welche Lehren können sie aus den Fehlern und Irrtümern Nehrus ziehen, die sich ein Genie immerhin eher leisten darf als gewöhnliche Sterbliche? Auch diese Antwort wird erst die zukünftige Entwicklung zu geben vermögen. Uns bleibt nur der Rückblick auf eine Epoche, in der Pandit Nehru für die Außenwelt

lange Zeit zur Verkörperung Indiens, ja des Freiheits- und Unabhängigkeitswillens der asiatischen und afrikanischen Völker schlechthin geworden war.

Am 14. November 1889 wurde er in Allahabad als Sohn eines begüterten Rechtsanwaltes und Freiheitskämpfers geboren. Der Zufall des Geburtsortes war für ihn aber weniger bedeutungsvoll als die Tatsache, daß seine Familie aus Kaschmir stammte. Um dieses mehrheitlich islamische Ferienparadies war seit 1947 ein Konflikt zwischen Indien und Pakistan entbrannt. Nehru brach seine Zusage an die Vereinten Nationen, ein Plebiszit in Kaschmir abhalten zu lassen, obgleich er anderen Staaten eine solche Lösung im Falle von Streitfragen immer empfohlen hatte. Ja, Indien schützte nur die Grenze nach Pakistan. China fand im Nordosten eine offene Flanke vor und eroberte während des Herbstfeldzuges von 1962 große indische Territorien am Himalaya. Kurz vor seinem Ableben schien Nehru Pakistan gegenüber etwas kompromißbereiter gewesen zu sein. Als ich ihn 1961 interviewte, war von solchen Regungen noch nichts zu verspüren. Mit drei unwirschen, keinerlei Nachgeben verheißenden Sätzen tat er diese Frage ab, um dann dem fernen Berlin immerhin ganze dreißig zu widmen.

Mit Nehru hatte ich zwei Begegnungen, die für die menschliche Beurteilung seiner vielschichtigen Persönlichkeit vielleicht charakteristisch sind. Das erste Mal traf ich ihn im Parlamentsgebäude, wo sich sein Büro befand. Er war schlecht gelaunt, meditierte die ganze Zeit und ließ sich zu keiner noch so unverbindlichen Äußerung bewegen. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als mich resigniert zu verabschieden. Nur 24 Stunden später rief sein Sekretär an und verabredete ein neues Treffen, diesmal in der Residenz des Ministerpräsidenten. Das Haus war so viktorianisch eingerichtet, wie es wohl sein voriger Mieter, der Höchstkommmandierende der britischen Streitkräfte, 1947 verlassen hatte. In dieser nüchternen Umgebung strahlte die Persönlichkeit Nehrus desto stärker aus. Der einem vornehmen Brahmanengeschlecht entstammende Staatsmann war auffallend weißhäutig. Er ging nicht mehr europäisch gekleidet wie in seinen Jugendjahren, sondern trug indische Nationaltracht: die weiße Baumwollhose und eine lange, braune, einreihige Jacke mit der obligatorischen roten Rose im Knopfloch. Diesmal saß mir ein ganz veränderter Nehru gegenüber. Gastfreundlich goß er den Tee ein und bot Süßigkeiten an. Nach einer langen privaten Unterhaltung sprach der Schöpfer Indiens 28 Minuten auf Tonband, sozusagen ein Querschnitt durch die nationale und internationale Politik. Vom Kaschmirpunkt abgesehen, geschah das in vorbildlicher Höflichkeit, dabei philosophisch verschlungen und, wie eigentlich immer, Festlegungen ausweichend.

Das Englisch des einstigen Harrow-Schülers und Cambridge-Studenten — er hatte neben Recht zwei so verschiedene Fächer wie Marxismus und die

chinesische Naturreligion des Taoismus belegt — war elegant und akzentfrei. Kein Geringerer als Mahatma Gandhi behauptete einmal scherzeshalber, sein junger Freund Pandit spräche es sogar im Schlaf und im Traum. Nun, Nehru, der sich selbst «als eine Mischung aus Ost und West, fehl am Platze, überall und nirgends ganz zu Hause» bezeichnete, hatte viel von britischem Wesen und britischer Geistigkeit angenommen. Das hinderte ihn nicht daran, die Kolonialmacht unerbittlich zu bekämpfen. Gandhi war zunächst sein Lehrer. Im Arbeitszimmer Nehrus hing ein Bild, das ihn als jungen Menschen zusammen mit dem halbnackten Mahatma zeigte. Trotz aller Verehrung für den Meister, Menschenfreund und Philosophen gehörte der weit intellektuellere Pandit nicht zum Kreis der eigentlichen Jünger. Ihn interessierte die moderne Industrialisierung, die landwirtschaftliche Fortentwicklung und keine Dorfautarkie.

Auch Gandhis aus tiefer Religiosität abgeleitete Askese und seine Lehre der unbedingten Gewaltlosigkeit wurden von Nehru nicht übernommen. Dadurch erhielt die Kongreßpartei, die er immer führte oder maßgeblich beeinflusste und die bisher das einzige ernstzunehmende Machtinstrument in Indien geblieben ist, einen kämpferischen Schwung. Auch der Einmarsch indischer Truppen in Kaschmir, die Eroberung Haiderabads und endlich des kleinen Goa Ende 1961 sind Beweise dafür, daß er, der anderen den Frieden predigte, die Anwendung militärischer Machtmittel durchaus nicht immer scheute.

Ob die moralisch anfechtbare Invasion dieser winzigen portugiesischen Überseeprovinz oder der chinesische Sieg am Himalaya Indiens Ansehen größeren Schaden zufügte, ist umstritten. In erstaunlicher Offenheit hatte sich Nehru bereits 1956 vor der «Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik» geäußert: «Es gibt viele Dinge, die ich tun muß, obgleich ich sie mit edlen Grundsätzen nicht rechtfertigen kann.»

Insgesamt vierzehn der besten Jahre hatten ihn die Engländer eingekerkert. Der Mann, der später eine hektische Geschäftigkeit an den Tag legte, als hätte er ständig etwas zu versäumen, dachte beinahe wehmütig daran zurück. Hinter schwedischen Gardinen sei es gar nicht so schlecht gewesen. Man hätte über alles nachdenken und mit sich selbst ins Klare kommen können. Als ich mich danach erkundigte, wann er sein nächstes Buch zu schreiben gedenke, lautete die lächelnd erteilte Antwort: «Sobald mich wiederum eine Regierung ins Gefängnis steckt.» Tatsächlich sind dort alle seine Werke verfaßt worden, auch die berühmten Briefe an die einzige Tochter und enge Vertraute Indira.

Zehn Tage nach der letzten Haftentlassung saß er mit seinen Kerkermeistern am Konferenztisch und wurde die erste provisorische Regierung Indiens zusammengestellt. Am 15. August 1947 kam es dann zur völligen

Unabhängigkeit. Seither war Nehru zeitweise Verteidigungsminister und ununterbrochen Ministerpräsident, Außenminister und Chef des Planungsrates, der eine straffe Planwirtschaft mit begrenzten Aufgaben auch für die Privatinitiative lenkt.

Für die Größe seines Charakters sprach das Verhältnis zum einstigen Kolonialherrn. Nachdem sich Indien 1950 von der britischen Krone gelöst hatte, blieb es doch ein sehr loyales Mitglied des Commonwealth, obgleich Großbritannien den verschiedensten westlichen Bündnissen angehört und man in Neu-Delhi an der Politik des *non-alignment*, der Allianzfreiheit, festhielt. Englisch ist nach wie vor die Sprache der Gebildeten und der Universitäten. Man verpflichtet die Briten bevorzugt als Berater und die Zahl der britischen Handelsvertreter wächst sogar ständig. Königin Elisabeths triumphaler Indienbesuch im Jahre 1961 bewies demonstrativ, wie eng und freundschaftlich sich das Verhältnis zwischen den beiden einst tödlich verfeindeten Völkern gestaltet hat.

Obgleich Nehru aus der höchsten Priesterkaste kommt, war dieser Sozialist britischer Prägung auch ein Atheist. Nichts konnte den an sich schon oft Unduldsamen mehr verärgern als den Fortschritt hemmende hinduistische Orthodoxie und Intoleranz. Für die heiligen Männer, die sich mit Asche beschmierten, hatte er nur Verachtung übrig. Nehrus großes Ziel war es, den Unberührbaren oder Kastenlosen Gleichberechtigung zu beschaffen. Gesetzlich ist ihm das gelungen. Hingegen bestehen im praktischen Zusammenleben, vor allem auf dem Lande, die tief eingewurzelten Vorurteile fort.

Überhaupt ist es ja ein Phänomen, daß ihn die in ihrer gewaltigen Mehrheit streng hinduistischen Inder fast wie ein überirdisches Wesen verehrten. Bis auf eine kleine hochgebildete Schicht politisch ignorant und zu achtzig Prozent Analphabeten, folgten sie dem großen Lehrer des indischen Volkes willig auf seinem Weg zur parlamentarischen Demokratie nach britischem Vorbild. Ihre Verwirklichung ist vielleicht seine größte historische Leistung gewesen. Desto unverständlicher, warum er bei seinem hohen Prestige über das indische Dasein hinaus die vitale Bestimmung der Nachfolge offenließ.

Nicht ohne Eitelkeit und vom Sendungsglauben erfüllt, hatte der große Verächter geistiger und physischer Schwäche im Mitmenschen die indische Politik mit einsamen Beschlüssen allein dirigiert, ist aber der von ihm richtig erkannten und klar ausgesprochenen Versuchung, ein neuer Cäsar zu werden, trotz gelegentlichen Anfechtungen keinen Augenblick erlegen. Die Tür dazu stand weit offen.

Lange war Nehru, der an eine friedliche Koexistenz zwischen demokratischen und kommunistischen Ländern glaubte, so etwas wie ein internationaler Schiedsrichter. Erst durch den chinesischen Überfall wurde er aus

Träumen und Illusionen gerissen. «Wir hatten allen Kontakt mit den Realitäten verloren», klagte der bitter Enttäuschte. Dann aber brachte er das diplomatische Meisterstück fertig, die Unterstützung seines persönlichen Freundes Nikita Chruschtschew, dessen saturierter Kommunismus ihm weniger gefährlich erschien, nicht zu verlieren und beträchtliche, früher abgelehnte Militärhilfe des Westens trotz dessen Allianz mit Pakistan zu erhalten.

Realpolitiker und Träumer zugleich, hatte Nehru während der afro-asiatischen Konferenz in Bandung die erste Geige gespielt. Mit dem chinesischen Ministerpräsidenten Tschu En-lai verbrüderte er sich und gemeinsam formulierten sie die fünf Prinzipien der Koexistenz. Am Horizont tauchte bereits als Silberstreifen die unzerreißbare asiatische Solidarität auf. Indien und Rotchina sollten ihre Grundpfeiler sein. Desto schmerzlicher empfand Nehru nach seiner allzu langen Beschwichtigungspolitik gegenüber Peking den Verrat des gelben Nachbarn und vermeintlichen Freundes. Nach dieser viel Gesicht kostenden Katastrophe, an der sein Vertrauter und mit Schimpf davongejagter Verteidigungsminister Krischna Menon einen Großteil der Schuld trug, alterte er zusehends. Der federnde, fast schon rennende Gang des einst großen und vielseitigen Sportsmannes Nehru wich einem schweren, langsamen Dahinschleichen. Schon vor dem ersten Schlaganfall im Januar 1964 war sein Körper aufgeschwemmt und schien in die Erde zu wachsen. Falten und Furchen zeichneten sich in das bisher glatte Gesicht ein. Gespräche mit ihm, der nach dem Papst wohl die meisten Audienzen erteilt hatte, blieben auf höchstens zehn Minuten beschränkt. Dazwischen schlief er manchmal ein.

Indien hat den Vater der 450 Millionen verloren und die Welt einen der heiß umstrittensten und eigenwilligsten Staatenlenker.

## Literatur

### Ein politischer Roman

Die Zahl der wirklich guten politischen Romane ist nicht allzu groß. Zwar sind zu jeder Zeit bedeutende literarische Werke mit stark sozialkritischen Aspekten entstanden. Manche der besten Autoren im 19. und 20. Jahrhundert haben die gesellschaftlichen Zustände ihrer Epoche mit schonungsloser Kritik und den sehenden Augen des Dichters aufgezeigt; die Liste der Namen reicht vom Franzosen Zola über den Russen Tolstoj bis zu dem Schweizer Dürrenmatt und dem jungen Deutschen Martin Walser, um nur einige zu nennen. Nur selten aber hat ein Schriftsteller oder Dichter sich an die Durchleuchtung parteipolitischer Probleme in Verbindung mit der